Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 14 (1914)

Artikel: Paul Heyse
Autor: Trog, H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-750760

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

PAUL HEYSE

Vergangenes taucht auf, indem ich über den jüngst 84-jährig in München verstorbenen Paul Heyse ein Wort zu sagen mich anschicke. Ich denke an mein erstes Zusammentreffen mit seinem Namen in einem Buche, das Ende der 1870er Jahre erschienen ist und das mir als Gymnasiasten in die Hand gefallen war. Studien und Studienköpfe aus der neuern und neuesten Literaturgeschichte lautete sein Titel; der Verfasser war Theobald Ziegler, damals noch, wenn ich mich nicht täusche, in der Schweiz, jetzt bekanntlich seit langem philosophischer Lehrer in Straßburg, ein braver Ethiker, dem es heute beim Christentum wohler ist als bei Nietzsche. Nun, in dieser Essaysammlung stand auch eine Auseinandersetzung mit Heyses *Kindern der Welt* und *Im Paradies*, den beiden großen Romanen aus den siebziger Jahren. Man erfuhr da, was für eine freie Welt- und Lebensanschauung in diesen Romanen zum Ausdruck kam; wie die Helden dieser Bücher sich durchaus nicht an irgend welche Dogmen in Religion und Moral gebunden wissen; wie sie im Bewusstsein ihrer Kraft und ihrer Schuld zu ihrem freien Menschentum, zu ihrer durch die Naturanlage bedingten Menschlichkeit stehen und von aller Theologie und Teleologie nichts wissen wollen. Und, irre ich nicht — denn lang, lang ist's her, seit jener Lektüre —, so waren die beiden Romane gewissermaßen als der dichterische Niederschlag der von D. Fr. Strauß im *Alten und neuen Glauben* vorgetragenen Anschauungen eingewertet, das heißt als eine Zustimmung zu jener Absage an das Christentum, zu jener Proklamierung einer mit dem Diesseits sich begnügenden autonomen Sittlichkeit.

So war mir Heyse, bevor ich noch eine Zeile von ihm gelesen hatte, als ein freier, modern gerichteter Geist eindrücklich geworden; als Einer, der zu den seine Zeit bewegenden Fragen mutig Stellung nahm und für das Neue Partei ergriff.

Ich entsinne mich dann aus spätern Jahren, da ich schon der Journalistik verfallen war, wie Otto Kraus, der in den Konservativen Monatsheften die Autoren nach Christlichkeit und Unchristlichkeit in Schafe und Böcke schied, seine Broschüre über Paul Heyse in die Welt sandte: ein dringender Warnungsruf, der

die Unsittlichkeit dieses Schriftstellers dem christlichen Deutschland zum Bewusstsein bringen sollte.

Und dann kam die Zeit, da der stürmisch im Zeichen Zolas auf den Kampfplatz stampfende Naturalismus in Deutschland Heyse auf die Proskriptionsliste setzte und in ihm nur den Repräsentanten einer schwächlichen, ängstlichen, schönfärberischen, weltabgewandten und weltunkundigen Kunst sehen wollte, einen nachgebornen Troubadour, dem die schöne Phrase mehr galt als die *vérité vraie*, als Einen, der unserer Zeit nichts mehr zu sagen habe, weil er sie nicht verstehe in seinem weiblichen Schönheitskult.

In den letzten Dezennien ist es still um Heyse geworden. Weder für noch wider ihn regte man sich mehr auf. Seine neuen Novellenbände wurden ehrenvoll registriert oder totgeschwiegen. Und an seinem Grabe, im Waldfriedhof in München, hielt die herzlich nichtssagende Trauerrede — Ludwig Fulda.

* * *

In einem Brief vom 24. Dez. 1849 erwähnt Jakob Burckhardt einen Besuch des jungen Paul Heyse, den er im Hause Franz Kuglers in Berlin kennen gelernt hatte, in seinem „Stübchen" überm Rhein in Basel, und er findet für ihn die Bezeichnung: „dieser gänzlich wohlerzogene Göttersohn". In dem dünnen, 1849 anonym erschienenen Gedichtbändchen *Ferien* findet sich ein Gedicht Burckhardts, betitelt „*An einen Dichter* (1848)"; da beginnt die zweite Strophe mit den Versen: „Du entsage! gib dein Sinnen Ganz dem Schönen; bettelarm, Doch im Herzen göttlich warm, Zieh getrosten Muts von hinnen". An Heyse waren diese Strophen gerichtet, und die zitierten Verse hat Heyse mit seiner zierlichen Handschrift unter sein Porträt geschrieben, das er zu jener Zeit an Burckhardt gesandt hat. Man könnte die Mahnung: „Gib dein Sinnen ganz dem Schönen" als Motto über die Dichtung Paul Heyses setzen. Er ist ein Diener der Schönheit gewesen. In einem Kreis, in dem die Pflege des Ästhetischen als ein Wertvollstes galt, ist er groß geworden. Die weiche, runde Linie, das Harmonische, in sich Befriedigte, der Wohllaut: das waren die Götter, zu denen man im Bereich künstlerischen Schaffens betete. Geibel trat als dichterischer Hohepriester früh schon in

den Gesichtskreis Heyses und hat den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht. Und es ist dann nur folgerichtig gewesen, dass für Heyse, den Schwiegersohn Franz Kuglers, dem Jakob Burckhardt den *Cicerone* gewidmet hat und in dessen Haus italienischer Gesang mit Begeisterung gepflegt wurde, Italien eine zweite Heimat geworden ist. Romanische Philologie hatte Heyse eine zeitlang getrieben; wie seinen Studien im Vatikan ein päpstliches Halt geboten wurde, hat er in seinen Lebenserinnerungen und vorher in der geistreichen Epistel an Otto Ribbeck, seinen philologischen Freund, geschildert; bedauert hat er es nie, dass er nicht in die Wissenschaft vom Worte hineinkam, der sein Vater und Großvater gedient hatten, wie auch sein seltsamer Oheim Theodor, der Gräzist, den Italien gar nicht mehr losließ, der aber in seiner klassischen Catull-Übersetzung bewies, dass er ob der Philologie die Dichtkunst nicht aus dem Auge verloren hatte. Aber genugsam in der romanischen Sprachwelt hatte sich Paul Heyse doch umgetan, um in ihr wie in einem zweiten Idiom zu leben. Das gilt vor allem vom Italienischen. Es sei hier mit allem Nachdruck ausgesprochen: wenn von den selbständigen Dichtungen Heyses nur Weniges wohl unvergessen bleiben wird: was er auf dem Gebiet der Verdeutschung italienischer Dichtungen geleistet hat, das bleibt ein unvergänglicher Ruhmestitel Heyses. Die Nachbildung italienischer Volksgesänge ist ihm ebenso wundervoll gelungen wie die Übertragung der gedanken- und gefühlsmächtigen Dichtung Leopardis, und aus der neueren Lyrik Italiens hat er Dichter wie Zendrini, Carducci, Stecchetti, Pascarella, Ada Negri in ausgewählten Proben den deutschen Literaturfreunden nahegebracht und sich so den herrlichen Ruhm eines Vermittlers italienischer Dichtkunst erworben.

Und es darf wohl im Vorbeigehen bemerkt werden, dass das *Regno d'Italia* keinen wärmern Freund besaß als Heyse. Nie hat er wehmütig-romantisch dem päpstlichen Rom nachgetrauert. Es sei etwa hingewiesen — aus jenem schon zitierten Briefe an Ribbeck in den *Versen aus Italien* — auf die prachtvolle Schilderung der Bestattung Victor Emanuels, wo der Dichter aus seiner antipäpstlichen Gesinnung kein Hehl macht: „und ich fühlte den Puls des Heute kraftvoll Durch die menschengeschwellten Gassenadern Der ergreiseten Weltenherrin pochen, Höher wahrlich als

einst, da Pio nono, Auf dem Sessel herumgetragen, schläfrig In das kniende Volk den Segen nickte, weihrauchwolkenumqualmt, von Pfauenwedeln, Einem Dalai-Lama gleich, umfächelt."

Noch Eins: unter den Künstlern seiner Zeit hat Heyse kaum einen so verehrt wie unsern Arnold Böcklin, dem ja auch Italien der heilige Quell seiner Kunst geworden ist. „Und ob sie deine Zirkel wollten stören, Dich meisternd locken aus dir selbst heraus, Du lerntest früh, dir schweigend angehören" heißt es in dem wunderschönen Terzinenbrief an Böcklin, vom 20. Dezember 1877 aus Rom (ebenfalls in den *Versen aus Italien*).

Die klassische italienische Novellistik ist Heyse eine Lehrmeisterin geworden. Aus der berühmten Boccaccio-Novelle vom Falken, die ja auch Goethe einst stark beschäftigte, hat er eine eigentliche Ästhetik der Novelle destilliert: „die starke deutliche Silhouette, deren Umriss, in wenigen Worten vorgetragen, schon einen charakteristischen Eindruck macht", schien ihm das Entscheidende. Die in Sorrent und Capri spielende *L'Arrabiata* steht an der Spitze der Heyseschen Novellistik. Georg Brandes, dem Heyse nachgerühmt hat, dass er zuerst ihn mit richtigem Verständnis gewürdigt habe, bemerkt in seinem großen Essay über Heyse (von 1875): „Niemand außer dem Maler Leopold Robert, an den einige von Heyses italienischen Arbeiten erinnern, hat meines Wissens einen so bewussten Stil in der Zeichnung von Bauern und Fischern an den Tag gelegt." Die Parallele lässt sich hören. Nur wird man gleich beifügen müssen: gerade dieses Stilisierte der Robertschen Kunst, diese verschönernde Korrektur der Natur macht uns heute seine italienischen Campagnolenbilder so ungenießbar. Und dann: das Kolorit Roberts lässt uns gleichfalls heute völlig kalt. Und nun sehe man, ob nicht auch das italienische Kolorit von Heyses *L'Arrabiata*-Novelle uns heute ungemein blass und kühl und konventionell vorkommt.

Schließlich ist gerade dieses Stilisieren, dieses ewige Runden der Linien im ganzen Vortrag, dieses Abschwächen des unbedingt Charakteristischen, dieses leicht spielerische, nicht in letzte Tiefen hinabführende, nicht auf die schärfste, prägnanteste, lebensvollste Form abzielende Verfahren in der Dichtkunst Heyses das, was ihn unserm heutigen Empfinden immer stärker entfremdet hat. Der, den er den Shakespeare der Novelle genannt hat, zum

höchst zweifelhaften Vergnügen Gottfried Kellers: er braucht nur genannt zu werden, um das klar zu machen, was Heyse fehlt. In denselben 1850er Jahren, da die ersten Novellen Heyses hervortraten, waren schon, abgesehen vom *Grünen Heinrich* die ersten Seldwyler-Novellen erschienen, darunter auch *Romeo und Julia*, welche ja eben Heyse zu jenem Ausspruch veranlasste. Damals hat Heyses Ruhm den Kellers verdunkelt. Im Juni 1854 schrieb Keller an Hettner: „Wenn der arme Heyse nur bald aus der unglücklichen Konstellation zwischen den beiden Süßwasserfischen Kugler und Geibel, über welcher der König von Bayern schwebt, herauskommt! Wenn etwas Selbständiges in ihm steckt, so wird und muss er bald über die Schnur hauen." Hätte Heyse nur recht tüchtig über die Schnur gehauen! Im Grunde aber blieb, bei aller Breite, die sein Talent sich gewann, wie in den beiden eingangs genannten großen Romanen, bei allem ehrlichen Streben, aus seiner Zeit und ihren geistigen Bedürfnissen und Kämpfen heraus zu gestalten, bei aller geistigen Freiheit, die der über die vornehmste Bildung verfügende Dichter sich errungen und bewahrt hat bis ans Grab, dem, wie dem Sarge Storms „der Priester fern blieb", — im Grunde war die Richtung von Heyses Schaffen doch stets orientiert nach einer ästhetischen Anschauung, die die Wirklichkeit an der Schönheit als ihrer obersten Instanz misst, anstatt dass sie aus der Wirklichkeit heraus die wahre Schönheit gewinnt, die Schönheit des innerlich Wahren, des seelisch Tiefen, des einzigartig Charaktervollen.

Darum ist bei all den ungezählten Anläufen zum Drama Heyse kein Kernschuss gelungen, so Schönes im Einzelnen auch sich finden mag, wie etwa in einzelnen realistisch erstaunlich sicher gezeichneten Szenen seines *Hans Lange*. Und die Kostbarkeiten seiner Lyrik sind gleichfalls rasch aufgereiht; denn so wundervoll glatt seine Verse fließen, so geistreich sie oft fassettiert sind, so reich und rührend die Stimmungen tönen: in tiefsten Seelengrund taucht sein lyrisches Empfinden nur äußerst selten. Das dichterische Senkblei war nicht schwer genug.

ZÜRICH H. TROG

□□□